

beitsteiligen und gesellschaftlichen Organisation mit *unterentwickelten personalen Beziehungen* und geringer Durchschaubarkeit. Die mangelnde emotionale Geborgenheit in vorwiegend anonymen gesellschaftlichen Beziehungen schafft Identifikationsprobleme für Jugendliche und Erwachsene. Die von den Großtechniken ausgehenden Gefahren steigern das Mißtrauen des ohnehin von Verlustängsten umgetriebenen und zugleich mit einem hohen Bedürfnis nach Sicherheit ausgestatteten Zeitgenossen. Nicht zufällig stellen Demoskopien eine allgemeine Zunahme von Mißtrauen fest. Unter relativ optimalen materiellen, aber schwierigen geistigen Umweltbedingungen wird den Menschen ein *Höchstmaß an Orientierungsfähigkeit* abverlangt. Dieses überfordert den einzelnen nicht nur, weil die Probleme, denen er sich täglich zu stellen hat, überkomplex und subjektiver Erkenntnis nur sehr bedingt zugänglich sind, sondern weil dieser vielfach subjektivistischer Gesinnung verhaftet, für solche Anforderungen äußerst schlecht disponiert ist. Die orientierungsschwierige Gesellschaft paßt nicht zu deren materiellem Ertrag, der vieles tatsächlich oder wenigstens scheinbar leicht macht.

Korrektur der Leitbilder

Je mehr alle diese Faktoren sich verdichten und gegenseitig steigern, um so größer wird der Drang, rationale Wege der Auseinandersetzung zu verlassen, Idealbilder der Bedürfnisbefriedigung jenseits des rational Vertretbaren, notfalls eben auch unter Gewaltanwendung zu realisieren. Natürlich entwickelt sich beim Überschreiten dieser Schwelle nicht schon automatisch oder generell Gewaltneigung – es gibt, wie wir täglich erfahren, viele andere Fluchtwege –, aber es öffnet sich ein Terrain, auf dem die gewaltauslösenden vorhin beschriebenen Katalysatoren gedeihen.

Was tun? Will man das Problem an der Wurzel fassen, wird man um einige unbequeme Einsichten nicht herumkommen. Eine erste werden wir uns *im Pädagogischen* zuzumuten müssen. Das, was unter antiautoritärer Erziehung in den letzten fünfzehn Jahren gelaufen ist, paßt weder in den Ansätzen noch im Ergebnis in unsere geistige Wirklichkeit, jedenfalls dort nicht, wo sie über den Abbau autoritärer Verkrustungen hinaus Autorität generell in Frage stellt. In einer Gesellschaft, in der soziale Bindungen gelockert sind und Sinnfindung weitgehend dem einzelnen überlassen ist, bedarf es nicht in erster Linie des Kampfes um ein jeweils weiteres Stück Freiheit, sondern effektiver Hilfen zur Bewältigung der tatsächlich gewonnenen Freiheit, letztlich also wirksamer Orientierungshilfen zur Sinnfindung. Das schließt die Befähigung zu sozialer Kooperation ein. Diese wird aber nicht durch eine Wirklichkeitsverkürzende Tendenz der Interessendurchsetzung und durch im Grunde Kindlichkeit perpetuierende naive Bedürfnisbefriedigungsstrategie erreicht, sondern durch Hinführung zur freiwilligen Akzeptierung von Frustrationstoleranz, durch das *Strecken der Wünsche auf rationale Zwecke hin*.

Will man deshalb vermeiden, daß Kooperationsverweigerung als Schwellenwert im Übergang zu potentieller Gewaltanwendung weiter wächst, muß zweitens einer weniger subjektivistischen Moral eine stärkere emotionale Verankerung in einer weniger subjektivistischen Mitmenschlichkeit entsprechen. *Der Rückzug auf das Ego zerstört die Gesellschaftsfähigkeit emotional*. Das reine „Privatisieren“ führt in sich zu Wirklichkeitsverlust und in der Folge zu allen möglichen Fluchtwegen irrationaler Art, damit zum Stau von Aggressionen und früher oder später zu deren öffentlicher Entladung. Unter diesem Gesichtspunkt heißt es also nicht nur einige Erziehungsregeln im Umgang mit Kindern und Heranwachsenden, sondern die eigenen, den Alltag bestimmenden Leitbilder der Erwachsenen überprüfen.

D. A. Seeber.

Vorgänge

Pro mundi vita: Orientierung an der Basis

Im September feierte eine Einrichtung ihr zwanzigjähriges Bestehen, die in der großen Öffentlichkeit wenig Aufhebens von sich macht, die aber seit ihrer Gründung im Jahre 1961 – ein Jahr nach dem Eucharistischen Weltkongreß in München und ein Jahr vor Konzilsbeginn – eine ebenso wirksame

wie hilfreiche Arbeit im Dienst der Gesamtkirche leistet. Die Rede ist von dem in Brüssel angesiedelten Informationszentrum „Pro mundi vita“, das durch seine für den internen kirchlichen Gebrauch bestimmten Publikationen und durch seine regelmäßigen Diskussionsveranstaltungen zwischen

Vertretern der Kirche aus aller Welt einen wesentlichen Beitrag zur besseren Verständigung zwischen Katholiken verschiedener Hautfarbe und Kontinente leistet und vor allem der besseren innerkirchlichen Verständigung dient.

Hervorgegangen aus einer *Initiative vor allem holländischer Ordensleute*, war es von Anfang an das Ziel von „Pro mundi vita“, die kirchlich Verantwortlichen in den westlichen Ländern – Ordensobere und Bischöfe –

auf die besonderen personellen und strukturellen Nöte der Kirchen in der Dritten Welt aufmerksam zu machen, sie besser über deren Lage zu informieren und zu einer sachgerechten Hilfe zu ermuntern. Ursprünglich richtete sich die Aufmerksamkeit vor allem auf Lateinamerika, die Konferenz der Ordensoberen von Brasilien war ein wichtiger Kooperationspartner.

Heute versteht sich das Zentrum, das finanziell ganz überwiegend von den Missions- und Entwicklungshilfswerken in den westeuropäischen Ländern getragen wird, als Informationszentrum im Dienste der kirchlich Verantwortlichen, dessen Arbeit vor allem in *drei Richtungen* zielt: Erstens soll es allen, die im kirchlichen Dienst stehen, helfen, die *Lebensbedingungen der Universalkirche wie der Lokalkirchen* besser zu verstehen und auf deren Veränderungen rechtzeitig zu reagieren. Zweitens führt es Studien- bzw. Untersuchungsaufträge durch, die von einzelnen Episkopaten zu einem bestimmten pastoralen Problem angefordert werden. Drittens will das Zentrum den direkten Gesprächs- und Erfahrungsaustausch zwischen kirchlich Verantwortlichen weltweit mitermöglichen und gemeinsam betreffende Fragestellungen in eigenen Veranstaltungen vertiefen.

Diesen Zielen dienen die von „Pro mundi vita“ periodisch veröffentlichten und von publizistischen Fachleuten hochgeschätzten Publikationen, die „*Bulletins*“ und „*Dossiers*“, die jeweils der Situation der Kirche in einem bestimmten Land oder einem regional begrenzten oder die Gesamtkirche betreffenden Thema gewidmet sind (Orden, kirchliche Ämter, Familie, kirchliche Basisgemeinschaften usw.). Ort und Mittel des direkten Gesprächsaustauschs sind die jährlich veranstalteten *Kolloquien*, die thematisch ein nicht weniger breites Spektrum ergeben als die für den innerkirchlichen Gebrauch bestimmten Publikationen des Zentrums.

Um nur einige Beispiele zu nennen. 1965 hieß das Thema: Der moderne Missionsdialog – Theorie und Praxis; 1971: Neue Formen des (kirchlichen)

Gemeinschaftslebens; 1978: Die Kirche und die Menschenrechte; 1980: Der Dialog zwischen den Religionen über Gewalt, Friede, Gerechtigkeit und Gemeinschaft. Schon an diesen Themen ist ablesbar, daß es der Entwicklung der jeweiligen Problemstellung folgend auch eine beträchtliche Entwicklung in den Perspektiven und Beurteilungskriterien der Arbeit von „Pro mundi vita“ gegeben hat. Das Zentrum hat sich aber in wohlthuender Sachlichkeit kirchlich und politisch stets *jenseits extremen Positionen* bewegt. Ein gewisses Maß an Mißtrauen, vor allem von seiten mancher deutscher Bischöfe, gab es hin und wieder dennoch, weil gewisse Themen und Sichtweisen, die, ob in sich richtig oder falsch, in anderen Ländern – auch europäischen – eher selbstverständlich geworden sind, hier vielfach als zu riskant empfunden werden.

Für ein Zentrum, dessen Metier trotz allen Respekts vor wissenschaftlich erarbeiteter Sachwissen primär *nüchterne Informationsarbeit* ist, lag es nahe, der Gründung vor zwanzig Jahren in nüchterner Arbeitsatmosphäre zu gedenken und darin zugleich das Selbstverständnis des eigenen Tuns anschaulich zu machen.

Das geschah vom 7. bis 10. September in Form des jährlichen Kolloquiums im großen, heute („geistlich“) fast leerstehenden Jesuitenkolleg in Löwen-Heverlee, an dem ca. 80 „Experten“ von Lateinamerika bis Fernost teilnahmen. Bei der Wahl des Themas legte man keinen allzu großen Wert auf Originalität. Unter dem Titel „The future of the Church on a small planet“ setzte man eine Diskussion fort, der bereits das Jahreskolloquium 1979 gewidmet war. Man tat es allerdings in einer *Zuspitzung*, die kaum besser die Schwierigkeiten hätte demonstrieren können, mit denen sich „Pro mundi vita“ wie jedes Unternehmen, das sich gegenwärtig um exakte Beschreibung und Wertung weltkirchlicher Zusammenhänge bemüht, auseinanderzusetzen hat.

Wo hinter Globalurteilen auch noch die jeweilige lokale Situation voll zum Tragen kommen soll, ohne daß über ihr der Gesamtzusammenhang wieder

verlorengeht, wird, das zeigte sich gerade in Löwen, das *vermittelnde Informationsgeschäft* besonders schwierig. Durch die moderne Technik und Wissenschaft und die Erschließung der Kommunikationswege ist, wie dort in verschiedenen Varianten immer wieder ausgeführt wurde, unser Planet Erde zwar „klein“ geworden. Das, was in Fernost oder in Lateinamerika geschieht, sieht so aus, als passiere es vor der eigenen Haustür.

Dieselbe Welt stellt sich aber im gleichen Zug in einer so vielgestaltigen Differenzierung und Gegensätzlichkeit dar, daß diese, wie der bisherige Generalsekretär von „Pro mundi vita“, der belgische Jesuit *Jan Kerkhofs*, in einem Tagungsresumee sagte, gerade ob der neu entstandenen Nähe dem einzelnen zunehmend mehr Angst vor dem „Nachbarn“ macht. In diesem Prozeß des Zusammenwachsens bei gleichzeitiger Differenzierung vor Ort und im Ganzen war allein schon die *Kennzeichnung der verschiedenen Szenarios* kein leichtes Unterfangen. Gibt es auch gerade in bezug auf die Dritte Welt eine Reihe gemeinsamer, vom gegenwärtigen wirtschaftlichen und politischen Weltgefüge abhängiger Merkmale (zweite Phase der Entkolonisierung bei fortdauernder wirtschaftlicher Abhängigkeit), so ist der kulturelle Kontext, in dem die Kirche ihre Zukunft zu „bauen“ hat, in Südostasien oder in Zaire doch ein ganz anderer als in Brasilien oder in Mittelamerika.

Als extrem schwierig erwies sich darüber hinaus die *Verschränkung kirchlicher und allgemeingesellschaftlicher Perspektiven*. Es zeigte sich, daß zwar jede nur halbwegs realistische Sicht der Zukunftschancen der Kirche sowohl in der Global- wie in der Lokalgesellschaft eine möglichst rationale Ausbalancierung beider Perspektiven voraussetzt. Es wurde überdies offenkundig, daß für die Kennzeichnung und Durchsetzung einer vertretbaren Balance zwischen beiden eine Menge Sachverstand aufgeboten werden muß, der weder im theologischen Bereich noch bei dem auf dem Kolloquium vorherrschenden Typ des „pastoral workers“, noch bei profanen

Sachverständigen unbegrenzt zur Verfügung steht.

Es war kennzeichnend für das Kolloquium, daß sich welt- wie ortskirchliche Sichtweisen immer wieder auf einen eher kirchenzentrierten, um nicht zu sagen neo- oder auch altklerikalen Horizont verengten. Das ging so weit, daß gerade ein prominenter polnischer Teilnehmer einmal scharf nachsetzte: die Gefahren für die Kirche in nächster Zeit kämen nicht sosehr von innen, sondern von außen, und die Kirche sei aufgerufen, in erster Linie auf das Grundproblem von heute einzugehen, auf den „Verlust des Lebenssinnes“. Ebenso charakteristisch waren aber auch Versuche, eine zu starke Kirchenzentriertheit immer wieder zu durchbrechen. Das geschah einmal durch die Forderung, sich den Weltproblemen unmittelbarer und ungefiltert durch apriorische kirchliche Maßstäbe zuzuwenden. Zum andern wurde im Laufe des Gesprächs das Bemühen immer deutlicher, die Kirche auf deren zentralen Verkündigungsauftrag hin durchsichtiger zu machen: Die Humanisierung der Welt in Christus sei deren Aufgabe und Chance zugleich.

Klare Blicke nach vorne waren allerdings dennoch eher selten. Nur in einem Punkt war man sich durchgehend einig: Strukturell wie glaubensmäßig liegt die Hoffnung auf Zukunft der Kirche in erster Linie in den noch spärlich, aber doch bereits weltweit sich bildenden *Basisgemeinschaften*. Die Nähe zu den Alltagsproblemen der Menschen und damit auch die Chance einer neuen Verwurzelung des Glaubens werde nirgends exemplarischer verwirklicht als in diesen Gemeinschaften. So Weihbischof *Alfonso Gregory* von Rio. Wenn man, wie es ein Teilnehmer vorschlug, entschiedener zukunftsorientiert, in einem eigenen Kolloquium sich Gedanken machen würde, was an *Elementen einer neu wachsenden kirchlichen Gemeinschaftlichkeit* bereits vorhanden ist, müßte mit Sicherheit hier angesetzt werden. Dabei zeigte es sich bereits in Löwen, daß die Basisgemeinschaften keineswegs besonders ausgeprägt als Gegensatz zur institutionellen Kirche verstanden werden. Der bekannte in-

dische Theologe *Simon Amalorpavadas* war nicht der einzige, der eine wieder nüchternere Beurteilung und höhere Wertschätzung auch der Kirche als Institution registrierte. Radikale antiinstitutionelle Töne waren scheinbar wie von selbst verstummt.

Neben der neuen Hoffnungsperspektive Basisgemeinschaften blieb die ganze Zeit über die vermutlich grundlegendste Herausforderung der Kirche im Raum, ohne daß auch nur versucht worden wäre, sich darauf vorbehalten einzustellen. Sie hatte der englische Journalist *Cliffort Longley* (Religionsberichterstatter bei der „Times“) mit dem Hinweis formuliert, der heutige Durchschnittsmensch habe – jedenfalls in der nördlichen Welthälfte – ein Bewußtsein erlangt, in dem die traditionellen, von der Religion gesetzten Prioritäten keine ernsthafte Rolle mehr spielten. Er fügte ironisch hinzu, dieser Zustand sei eigentlich das Ergebnis des zivilisatorischen und moralischen Erfolgs des Christentums. Für säkularisierte Menschen seien viele christliche Werte im Ergebnis so selbstverständlich, daß ihn de-

ren Quellen nicht mehr interessieren. Vermutlich wäre die Feststellung für die südliche Hälfte der Welt, wo sich traditionelle Religiosität, Christentum und der Einbruch von Säkularität in einem rasch voranschreitenden Prozeß vermengen, nicht weniger interessant gewesen als für die nördliche. Um das herauszufinden, hätte man allerdings unter Vernachlässigung vieler Einzelthemen sich ganz auf diesen die Christen in Nord und Süd gegenwärtig mehr spaltenden als einenden Sachverhalt konzentrieren müssen. Vermutlich wird überhaupt nur die vorbehaltlose Annahme dieser Herausforderung den Blick nach vorne in beiden Welthälften wieder freigeben. Doch vielleicht sind die in Löwen so einheitlich beschworenen Basisgemeinschaften als Entstehungsort neuer kirchlicher Lebensformen und als Schmelztiegel eines Bekenntnis und Lebenspraxis homogener verschmelzenden Glaubensbewußtseins schon eine erste Antwort an den säkularen Zeitgenossen, der sich vielfach der Quellen nicht mehr erinnert, aus denen er lebt. D. S.

Friedensappelle: Betroffenheit als politisches Mittel

Die seit etwa einem Jahr erstarkende pazifistische Bewegung entwickelt in der Wahl ihrer Vehikel zusehends Phantasie. Da gibt es Tagungen und Foren, Friedensmärsche und Demonstrationen – für den 10. Oktober hat die „Aktion Sühnezeichen“ zu einer „Demonstration gegen die atomare Bedrohung“ nach Bonn eingeladen, zu der über 100 000 Teilnehmer erwartet werden –, es existiert ein „Dreijahresplan“ des Bundesverbandes Bürgerinitiativen und Umweltschutz (BBU), der Antimanöver, „Die-ins“ (Totstellen von Demonstranten) und Hungerstreiks ankündigt, und es kursieren mittlerweile eine Reihe von Appellen verschiedenster politischer Couleur. „Im nächsten halben Jahr wird die Friedensbewegung immens wachsen, besonders die SPD wird das spüren“, meinte erst jüngst das SPD-Vorstandsmitglied *Erhard Eppler*. Aber

gleichzeitig wächst die Konkurrenz und das Mißtrauen zwischen einzelnen Gruppen, die Zahl der Initiativen und Aufrufe wird immer unübersichtlicher.

Zu den optisch stärksten „Friedensbewegungen“ gehört die „Krefelder Initiative“, deren Appell vom November 1980 nach eigenen Angaben inzwischen über 1,2 Millionen Bürger aus allen gesellschaftlichen Schichten unterschrieben haben. Nachdem der „Krefelder Appell“ bald starken Zulauf aus dem sozialdemokratischen Lager erhielt – so unterzeichnete beispielsweise der SPD-Bundestagsabgeordnete *Klaus Thüsing* –, entwickelten sich unter dem Eindruck der Warnungen des SPD-Bundesvorstandes zunehmend eigene Initiativen der Partei. Als erste schlossen sich am 9. November 1980 der Bundesausschuß der Jungsozialisten, die Arbeitsgemein-